



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Frau und der Sozialismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Frau und der Sozialismus



In einer Betrachtung über das Dunkel der Zukunft (in Nr. 6 der Grenzboten) verweilt der Verfasser besonders lange bei der Thatsache — einer unbestreitbaren Thatsache —, daß die römische Hierarchie durch ihr eignes Wesen gezwungen wird, den Fortschritt der Erkenntnis nach Möglichkeit zu hemmen. Ob ihr das Mittelalter hindurch die Hemmung in dem Grade gelungen ist, wie in protestantischen Kreisen gewöhnlich geglaubt wird, gedenken wir bei einer andern Gelegenheit einmal zu untersuchen. Heute wollen wir nur den Anlaß, den das in der Anmerkung genannte Buch darbietet,*) benutzen, um darauf hinzuweisen, wie glänzend, dank seinen ungeheuern Machtmitteln, dem modernen Staate solche Hemmungsversuche gelingen. Bebel's Buch hat nämlich zwar seine ersten acht Auflagen in dem Zustande des Verbotes erlebt, aber durch das Verbot ist der einzige neue Gedanke, den es enthält, und um deswillen es wahrscheinlich verboten worden ist, gerade den Kreisen vorenthalten worden, denen er geläufig sein muß, wenn er ein wirksamer Antrieb zum Fortschritt werden soll.

Wäre es nicht dieser Gedanke, dessen Verbreitung man verhindern wollte (welchen wir meinen, werden wir später sagen), so wüßten wir nicht, wodurch das Verbot gerechtfertigt werden könnte. Wer in dem Buche eine Befriedigung seiner Lüsterheit sucht, der täuscht sich. Bebel behandelt den auf dem Titel zunächst genannten Gegenstand mit demselben sittlichen Ernst, mit derselben Zartheit und in derselben würdigen Weise, wie wir es bei modernen Theologen ersten Ranges zu finden gewohnt sind. Andre Leute, unter denen wir einen viel und gern gelesenen Philosophen nennen könnten, drücken sich weit roher aus. Nach unsern heutigen Sitten genügt allerdings zu einem Verbote wegen „unzüchtigen“ Inhaltes schon das Eingehen auf anatomische oder physiologische Einzelheiten bei Schriften über das Geschlechtsleben, wenn sie nicht fachwissenschaftlich, sondern für das große Publikum bestimmt sind.

*) Die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von August Bebel. Neunte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Stuttgart, J. F. W. Diez, 1891.

Aber Bebel's Buch enthält solche gar nicht oder fast gar nicht, während so verbreitete Bücher wie Hellwald's Werk über die Familie und Mantegazza's zahlreiche Schriften über die Liebe davon wimmeln. Das Urteil des Verfassers über die sittlichen Zustände unsrer Gesellschaft fällt allerdings vernichtend aus. Aber Männer wie Duboc, dessen Buch „Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland“ in Nr. 29 der vorjährigen Grenzboten beifällig besprochen worden ist, und der fromme lutherische Theologe Alexander von Ottingen urteilen ganz ebenso scharf, gar nicht zu gedenken der unverständigen Eiferer, die Berlin fortwährend als ein wahres Sodom und Gomorrha anschwärzen, und jener zahlreichen Novellen-, Roman- und Dramenschmierer, die der „Gesellschaft“ in dem Vertrauen auf ihre Dummheit „den Spiegel vorhalten“ und dabei, in ihrem Vertrauen nicht getäuscht, ein schönes Geschäft machen. Auch kann man gegen den Verfasser nicht den Vorwurf erheben, daß er demagogisch den Klassenhaß schüre. Er stellt ganz im Geiste seines Meisters Karl Marx die gegenwärtigen Zustände als das Ergebnis einer natürlichen und notwendigen Entwicklung dar, für die kein Einzelner verantwortlich zu machen sei, und erwartet die Verwirklichung seines kommunistischen Zukunftsideals von dem stetigen weitem Fortschritt derselben unabwendbaren Entwicklung. Es ist wahr, er spricht hie und da mit bitterem Sarkasmus von den herrschenden Klassen, aber was die Leute von der Farbe der „Kreuzzeitung“ und des „Vaterlands“ einerseits und die von dem „Berliner Tageblatt“ und der „Neuen Freien Presse“ andererseits einander gegenseitig in Reden, Flugschriften und Zeitungen täglich an den Kopf werfen, das ist in Form und Inhalt zehnmal ärger; auch der zum Nachfolger des verabschiedeten österreichischen Finanzministers von Dumajewski berufene Dr. Steinbach hat sich über die „Unfittlichkeit und Gefräßigkeit“ des Kapitalismus mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen. Im ganzen befließigt sich der Verfasser einer ruhigen, man darf wohl sagen vornehmen Objektivität.

Wie weit wir Bebel Recht geben, und in welchen Stücken wir ihm entschieden Unrecht geben müssen, darüber sind wir uns vollkommen klar. Wir ordnen unsre Kritik nach den beiden Gegenständen des Buches an, dessen Titel eigentlich lauten müßte: „Begründung des Sozialismus, mit besondrer Rücksicht auf die Lage des weiblichen Geschlechts,“ und beginnen mit dem zweiten Gegenstande, den auch Bebel voranstellt.

Die Kritik, die in dem Buche an unsern Sittenzuständen, soweit sie mit dem Geschlechtsleben und der Ehe zusammenhängen, geübt wird, halten wir für im ganzen zutreffend, wenn sie sich auch im einzelnen Übertreibungen und unberechtigte Verallgemeinerungen zu schulden kommen läßt. Wir brauchen darauf nicht einzugehen, weil diese Dinge ja unzähligemal, teilweise auch in den Grenzboten, gesagt und beklagt worden sind, und irgendwo täglich aufs neue gesagt werden. Nur mit Beziehung auf einen einzigen Punkt, daß nämlich

unsittliche Verhältnisse durch keine Legalisirung in sittliche verwandelt werden können, wollen wir Bebel's Auffassung doch auch durch das Ansehen eines berühmten rechtgläubigen Theologen stützen. Von den monströsen Ehen, d. h. solchen, bei denen der Altersunterschied der beiden Gatten übermäßig groß ist, sagt Ottingen auf Seite 380 seiner Moralstatistik: „Es ist solch ein Schritt selbstverständlich immer ein Verbrechen gegen die Idee der Ehe, eine selbstschänderische Preisgebung der eignen Person. Verbindungen, die aus Furcht vor dem Ledigbleiben [noch lange nicht der schlimmste Beweggrund!] so oft wider alle Neigung geschlossen werden, sind, wie schon Malthus mit Recht hervorgehoben hat, genau genommen nicht viel anders als wahrhafte Prostitutionen, mögen sie noch so sehr durch das korrumpirte öffentliche Urtheil beschönigt oder gar, wie nicht selten geschieht, mit dem Mantel der Frömmigkeit umhüllt werden.“ Am meisten gilt das natürlich in dem Falle, wo sich ein junger Mann durch die Vermählung mit einer über sechzig Jahre alten reichen Frau prostituirt, ein Fall, der besonders häufig in Belgien vorkommt; denn in diesem Musterstaate des höchst entwickelten Industrialismus, Kapitalismus, Parlamentarismus, Jesuitismus und Liberalismus ist die sittliche Fäulnis am weitesten vorgeschritten. Bebel hat nämlich auch darin nicht Unrecht, daß er die Verderbnis des Geschlechtslebens mit dem Kapitalismus in Verbindung bringt. Wie dieses System in dieser Hinsicht auf die drei Klassen einwirkt, das liegt auf der Hand. Es sammeln sich in einer obersten Schicht so ungeheure Reichthümer, daß einerseits deren Angehörigen die Befriedigung jeder noch so verwerflichen Laune möglich ist, und daß andererseits der dadurch erzeugte wahnsinnige Luxus die Besorgnis erzeugt, selbst der größte Reichtum werde zum „standesgemäßen“ Leben nicht hinreichen, daher denn in diesen Kreisen die Geldheirat das gewöhnliche wird. Die Männer der mittlern Schicht müssen ebenfalls vor allem auf das Geld sehen, weil das ansteckende Beispiel des Luxus und Lebensgenusses der Vornehmen auch ihre Kreise beherrscht, und weil sie, mit Ausnahme der Beamten, von dem Gespenst der Existenzunsicherheit gepeinigt, möglichste materielle Sicherheit zu suchen gezwungen sind. Die unterste Schicht endlich verfällt jenem Pauperismus, in dem jede Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins und eines wohlgeordneten Familienlebens aufhört.

Endlich stimmt Bebel's Eheideal im Grunde genommen mit dem christlichen überein. Er verwirft die Polygamie wie die Prostitution und verlangt die streng und ausnahmslos durchgeführte Einehe, ohne den Männern irgend ein Vorrecht vor den Frauen einzuräumen. Von dem gegenwärtigen gesetzlichen Zustande unterscheidet sich die Ehefreiheit, die er erstrebt, nur dadurch, daß die Schließung wie die Trennung der Ehe lediglich Sache der beiden Beteiligten und keine dritte Macht, wie Staat oder Kirche, drein zu sprechen befugt sein soll. Daß dieses Dreinsprechen des Staates unter den heutigen

Umständen, wo um des Nachlasses willen die Legitimität der Kinder festgestellt und beim Mangel jedes Nachlasses der Versorgungspflichtige ermittelt werden muß, unbedingt notwendig sei, giebt auch Bebel zu. Aber daß diese Rechtsangelegenheiten zu dem Wesen der Ehe gehörten, werden am wenigsten die rechtgläubigen Theologen behaupten wollen, da ja die ältere Kirche das Wesen des Ehebundes stets im consensus der beiden Gatten gefunden hat. Was die Scheidung anlangt, so kommt die katholische Ansicht von der unbedingten Unauflöslichkeit der Ehe natürlich nicht in Betracht. Wird aber die Zulässigkeit der Scheidung einmal eingeräumt, dann ist kein Grund weiter vorhanden, vor der Scheidungsfreiheit des sozialistischen Zukunftsstaates zu erschrecken. Denn die vollkommene Freiheit der Eheschließung vorausgesetzt, die Bebel fordert, und bei der das Weib ganz ebenso berechtigt sein soll, sich nur durch die Neigung leiten zu lassen und den ersten Schritt zu thun wie der Mann, würden die Ehen durchschnittlich glücklicher ausfallen als heutzutage und die Anlässe zur Trennung weit feltner sein.

Ob in irgend einer nebelhaft fernen Zeit ein höchst vollkommener Zustand der menschlichen Gesellschaft die freie Liebeswahl einmal allgemein möglich machen wird, das können wir natürlicherweise nicht voraussagen; ebenso wenig dürfen wir uns aber erlauben, die Sache von vornherein für unmöglich zu erklären. Dagegen glauben wir ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit behaupten zu dürfen, daß selbst ein so vollkommener Zustand häufiges Liebesunglück und Eheelend nicht ausschließen würde. Bebel übersieht den Umstand, daß weder die Neigung noch der Wunsch zur Trennung immer gleichzeitig in beiden Teilen entsteht. Bleibt die Neigung des Mannes oder des Weibes einseitig, und kommt deshalb keine Ehe zu stande, so haben wir auch im Sozialistenstaate eine unglückliche Liebe, und falls der oder die Verschmähte lediglich zur Befriedigung des sinnlichen Triebes eine ungeliebte Person heiraten wollte, eine unglückliche Scheinehe; entsteht endlich in einer aus beiderseitiger Zuneigung geschlossenen Ehe später bei dem einen Gatten Abneigung, während des andern Liebe Bestand hält, so bleibt gerade wie heute nur die Wahl, ob durch die Trennung das eine oder durch Fortführung einer unglücklichen Ehe beide dem Elend verfallen sollen. Einen zweiten Irrtum Bebels werden wir weiter unten noch hervorheben.

Nun zu dem andern Gegenstande der Schrift, der Begründung des Sozialismus. Auch hier stimmen wir mit dem Verfasser in der Kritik des Bestehenden überein, und zwar am entschiedensten gerade in dem Gedanken, von dem wir oben sagten, er müsse wohl den Grund zu dem Verbote der Schrift abgegeben haben, da er der einzige neue in Bebels Schrift sei, während man alles andre in tausend andern Schriften und Blättern finde, die ungestört umlaufen dürfen. Es ist der in den Grenzboten schon wiederholt dargelegte und daher einer ausführlichen Erörterung nicht mehr bedürftige Gedanke, daß

der wirtschaftliche Zustand der heutigen Kulturstaaten überaus unvernünftig sei, da in ihnen die Leiden der Armut nicht, wie in frühern Zeiten, aus dem allgemeinen Mangel, sondern gerade aus dem allgemeinen Überfluß entspringen; da der Reichtum des Ganzen und die jederzeit offenstehende Möglichkeit, diesen Reichtum ins Grenzenlose zu vermehren, schuld ist oder schuld sein soll an der Not der Einzelnen. Es ist in den Grenzboten bereits auf die traurige Lächerlichkeit der Thatsache hingewiesen worden, daß die Weber im Eulens- und im Erzgebirge angeblich deswegen kein Brot kaufen können, weil Deutschland beständig in Gefahr schwebt, vom Auslande aus mit Brot und Fleisch überschwemmt zu werden, das auszusperren die Zollschranken nicht hoch genug aufgeführt werden können, daß der böhmische Weber angeblich deswegen kein Hemd auf dem Leibe hat, weil die Leinwandtransporte, mit denen Böhmen von Deutschland aus bedroht wird, den böhmischen Fabrikanten am Verkauf seiner eignen Erzeugnisse hindern, daß der Schriftsteller deswegen keine Bücher kaufen kann, weil der Verleger zu viel unverkäufliche Bücher auf Lager hat u. s. w. Es giebt in der That kein Wort, das stark genug wäre, die Verrücktheit dieses Zustandes zu bezeichnen.

Nicht daß dieser Gedanke völlig neu oder nirgends anders als in Babels Kopfe entsprungen wäre. Bebel hat ihn von Marx, und Marx hat ihn gleichzeitig mit Rodbertus schon vor etwa dreißig Jahren gefunden. Wir kennen außerdem denkende Männer, denen jener innere Widerspruch unsrer Volkswirtschaft zu einer Zeit, wo sie die Lehren der genannten Sozialisten noch nicht kannten, durch eignes Nachdenken klar geworden ist, und wir zweifeln nicht daran, daß überall in der Welt Menschen leben, die Augen im Kopfe haben (mehr ist gar nicht nötig) und daher zu demselben Ergebnis gelangen. Endlich hat Herzka jenen Widerspruch zum Ausgangspunkte seiner Untersuchungen und zum Angelpunkte seines sozialistischen Romans „Freiland“ gemacht. Aber der Gedanke oder genauer gesagt, diese Erkenntnis der Wirklichkeit scheint für die Vertreter der öffentlichen Meinung etwas Schreckliches zu haben. Wir beobachten seit Jahren, wie die Zeitungen und Zeitschriften der verschiedensten Parteien, wenn sie schon durch ihren Gedankengang mit der Nase darauf gestoßen werden, scheu davor zurückprallen und sich ängstlich drum herumdrücken, wie sie alle litterarischen Erscheinungen, in denen die Wahrheit vorkommt, beharrlich totschweigen und alle Einsendungen, die darauf anspielen, zurückweisen; namentlich sind die deutschfreisinnigen Organe groß darin, ihren Lesern Scheuklappen vorzubinden, damit sie weder jenen Grundfehler unsers wirtschaftlichen Lebens bemerken, noch den damit innig zusammenhängenden Grundfehler des zur Zeit noch herrschenden Kapitalbegriffs. Es ist nun klar, daß alle und jede Sozialpolitik, die diese beiden Grundfehler übersieht, halt- und wertlose Flickarbeit bleiben muß, während sich aus der richtigen Erkenntnis der Fehler die Möglichkeit der Besserung mit Notwendigkeit ergibt. Daß die heutigen

Kulturvölker technisch in stande sind, alle Bedürfnisse ihrer Angehörigen ohne Überanstrengung auch nur eines Einzigen zu befriedigen, daran kann keiner zweifeln, der die Fruchtbarkeit der Erde, die Leistungen unserer Maschinen und die Leichtigkeit des Transportes kennt. Wenn die Völker das, was sie technisch schon längst vermögen, wirtschaftlich noch nicht vermögen, so kann daran nur eine fehlerhafte Einrichtung ihrer Gütererzeugung und -verteilung schuld sein. Was sie in diese fehlerhafte Einrichtung festgebannt hält, das ist aber vorzugsweise die abergläubische Verehrung vor der Macht des Geldes, die von der kapitalistischen Partei geüffentlich und planmäßig aufrecht erhalten wird. Die heutige Menschheit ist in dem Aberglauben aufgewachsen, niemand könne, niemand dürfe etwas leisten, ohne Geld in der Hand zu haben, während doch zu allen wertvollen Leistungen, zu jeder Art Gütererzeugung und Güterverteilung nur gesunde Sinne, Muskelkraft, Geschicklichkeit und der fruchtbare, sich dem Menschen nie versagende Schoß der Erde gehören, die Unentbehrlichkeit der Gold- und Silbermünzen und bedruckter Zettel aber nicht aus der Natur der Sache entspringt, sondern nur auf Einrichtungen beruht, die, wie sie in der Zeit entstanden sind, so auch mit der Zeit wieder vergehen werden.

Darum also nannten wir jenen Grundgedanken der sozialistischen Kritik neu, weil es dem herrschenden wirtschaftlichen Aberglauben bisher gelungen ist, ihm die Öffentlichkeit zu versperren. Wer ihn aber klar erkannt hat, der fühlt sich auch im Gewissen verpflichtet, ihn zu verbreiten; er wäre ein schlechter Kerl, wenn er es nicht thäte, denn er trüge die Mitschuld daran, daß Millionen Menschen länger, als notwendig ist, im Elende festgehalten würden. Die Grenzboten haben voriges Jahr von Nr. 21 ab in den Artikeln über die soziale Frage eine Anzahl von Wegen aufgedeckt oder wenigstens angedeutet, die aus dem falschen Zirkel der gegenwärtigen Produktionsweise herausführen, und die alle gleichzeitig beschritten werden könnten und sollten. Zur Aufhebung des Privateigentums an Kapitalsgütern führen diese Wege nicht, sondern nur zur Beschränkung des Mißbrauchs der Besitzrechte. Und das ist nun der erste der Hauptpunkte, in denen wir von Bebel abweichen: wir halten die Aufhebung des Privateigentums nicht für notwendig zur Heilung des Pauperismus und der übrigen Krebschäden, an denen gegenwärtig die Gesellschaft leidet.

Zweitens halten wir eine Gesellschaft mit Kollektivproduktion, die alle ihre Glieder mit gleichmäßigem Überfluß aller Bedarfs- und Luxusgüter überschüttete, zwar für technisch möglich, aber für unmöglich aus sittlichen Gründen. Bebel läßt gleich Herzka und andern Sozialisten aus diesem geträumten glücklichen Zustande alle Tugenden hervorgehen und mit den äußern Anlässen zu Sünden und Verbrechen auch diese selbst schwinden. Wir untersuchen nicht, ob das sittlich Böse wirklich nur aus äußern Verhältnissen entspringt; daß unnatürliche Zustände ein Gewürm und Geschwürm sittlicher Übel ausbrüten,

ist ja nicht zu bestreiten. Aber die Herren übersehen den Umstand, daß ohne jene Höhe sittlicher Vollkommenheit, die aus der sozialistischen Verfassung erst hervorgehen soll, diese gar nicht hergestellt werden könnte. Welcher Heroismus gehört dazu, der Gemeinschaft oder einer höhern Idee zuliebe auf sein Privateigentum zu verzichten, und wie undenkbar ist es, daß sich alle Bewohner aller zivilisirten Staaten zu diesem Heroismus emporschwingen sollten! Das aber wäre doch notwendig. Denn wenn Einzelne oder gar größere Massen widerstrebten, so müßte gegen sie Gewalt angewendet werden; und man hätte dann wieder den von Bebel so unbedingt verurteilten Klassenstaat, die Unterdrückung der einen durch die andern, nur daß Unterdrücker und Unterdrückte die Rollen vertauscht hätten.

Drittens finden wir Bebels Abneigung gegen den Staat — er protestirt sehr entschieden gegen die Bezeichnung Sozialistenstaat, nur von einer sozialistischen Gesellschaft sei die Rede, mit der genossenschaftlichen Organisation der Gütererzeugung und -verteilung falle das, was wir Staat nennen, von selbst hinweg —, wir finden also diese Auffassung des Staates und diese Abneigung gegen ihn beinahe kindisch bei einem Manne, der seit vielen Jahren so mitten im Staatsleben drin steht; bei einem einsamen Stubenhocker, wie Marx einer war, braucht man sich weniger zu wundern. Es ist ja richtig, daß jeder größere Staat als Klassenstaat erscheint. Es ist aber doch ebenso unbestreitbar, daß die beherrschte Klasse, so oft sie in einer Revolution vorübergehend das Ruder in die Hand bekam, ihre Sache noch schlechter gemacht hat als die Vornehmen und Reichen, daß gerade im Staate und durch den Staat die Ärmern allmählich zur erprießlichen Beteiligung am Staatsleben erzogen worden sind, und daß es allein die Staatsbehörden, vor allem weise und wohlwollende Herrschergeschlechter sind, die der an sich natürlichen und unvermeidlichen Vergewaltigung der Schwachen durch die Starken Grenzen zu stecken vermögen. Weiß doch gerade die preussische Geschichte genug davon zu erzählen. Am wunderlichsten ist es, daß Bebel eine großartige, die ganze Erde umspannende Gesellschaftsgliederung ohne Staat für möglich hält. Die Gütererzeugung und -verteilung, die Einrichtung und Leitung der Schulen, die Anlage der öffentlichen Gebäude würde doch Behörden erfordern; ja schon die Abgrenzung der Produktionsgebiete gegen einander wäre ohne eine darüber entscheidende Behörde nicht denkbar. Die einzelnen Produktionsgruppen, Gemeinden, Kreise, Genossenschaften oder wie sie sich sonst nennen mögen, könnten nicht zusammenhanglos neben einander dahin leben, denn sie wären auf gegenseitigen Güteraustausch angewiesen, müßten Abrechnung mit einander halten u. s. w. Demnach würde eine Zusammenfassung mehrerer Genossenschaften in ein Ganzes durch eine Zentralbehörde unvermeidlich, und ein solches Ganzes würde eben ein Staat mit republikanischer Verfassung sein. Nehmen wir auch an, das Tugendideal würde in diesen Staaten verwirklicht und diejenigen Zweige des Staats-

lebens, an die Bebel bei dem Worte Staat zunächst denkt: Kriegswesen, Rechtspflege und Polizei fielen weg, so blieben sie trotzdem immer noch Staaten mit einer reichverzweigten Verwaltung. Die Idee eines Staates ohne die drei genannten Zweige ist so wenig neu, daß sie vielmehr im Herzen aller Christen lebt; denn es ist doch klar, daß, wenn wir allesamt wirklich Christen wären, wir weder Soldaten, noch Richter (man beachte besonders 1. Kor. 6, 1 bis 7), noch Polizei brauchen würden.

Viertens huldigt Bebel einem falschen Glückseligkeitsideal. Er hält das Leben des Bauern für elend und glaubt, die Menschen würden glücklich sein, wenn sie allesamt an den höchsten geistigen und ästhetischen Genüssen teilnehmen könnten. Er will den engen Bann des Hauses sprengen und das ganze Leben öffentlich machen. Er denkt weder an Diocletian, der die Glückseligkeit, die er in der Beherrschung eines Weltreiches vergebens gesucht hatte, schließlich bei den Kohlköpfen seines Landgutes fand, noch an Gerson, der des Streits der Gelehrtenschulen, Konzilien und Staatsmänner müde, seinen Lebensabend mit dem Unterricht kleiner Kinder im Alphabet und Einmaleins ausfüllte, noch an das salomonische *vanitas, vanitatum vanitas*. Er weiß es nicht, daß ein schlichter Hausrat, den zwei Eheleute in langjähriger harter Arbeit Stück für Stück erworben haben, mehr beglückende Kraft enthält, als alle jene physikalischen, elektrotechnischen und astronomischen Wunderwerke, alle jene Kunstwerke der Malerei, Bau- und Bildhauerkunst, deren täglichen Genuß er den Mitgliedern der Zukunftsgesellschaft verschaffen will. Es ist ihm unbekannt, daß das Beglückende nicht in den Augen und nicht im Verstande, sondern im Gemüte liegt, und er scheint den Zauber nicht zu ahnen, der in dem Wörtlein „mein“ liegt und der da macht, daß ein einziges gemaltes oder lebendiges Bildchen, das der Liebhaber ausschließlich besitzt, ihm mehr gilt als alle Bilder und sonstigen Schätze der Welt. Mögen der altmodische Aftet und der neumodische „Altruist“ diesen Egoismus als das radikale Böse übereinstimmend bejammern und verfluchen, sie werden dadurch die menschliche Natur nicht ändern. Bebel ist ein tüchtiger Kenner der Volkswirtschaft, aber ein elender Psycholog. Der Mensch lebt eben nicht von Brot allein, und selbst wenn man alle Schätze der Natur, der Kunst und der Wissenschaft hinzusetzt, so genügt auch das dem Menschenherzen noch nicht. Es giebt ein irdisches Paradies. Ja es giebt ihrer sogar zwei. Das eine liegt in dem stillen Frieden des abgeschlossenen Hauses und ist umso vollkommener, je einfacher und ländlicher die Familie lebt. Das andre liegt, wo Dante es schaute, auf der Höhe des Läuterungsberges. Von beiden mag Bebel nichts wissen. Er phantastirt sich sein Paradies auf den Gipfel des Kulturfortschrittes. Wir sind nun zwar keine Pessimisten und glauben nicht, daß der Kulturfortschritt die Menschen notwendigerweise elend machen müsse, sehen aber doch alle Tage, daß er diesen traurigen Erfolg thatsächlich überall hat, wo ihm nicht eine

unverwüßliche gesunde Natur und ein fester christlicher Glaube vereint das Gleichgewicht halten. Sind sie instande, der Verminderung des Glückes vorzubeugen, so dürfen wir schon froh sein.

Hier nun müssen wir auch noch ein Wörtchen über die Stellung sagen, die Bebel der Frau in der Zukunft anweist. Es ist gewiß edel und ritterlich von ihm, daß er alle Nichtswürdigkeiten, die der Mann, seine natürliche Überlegenheit mißbrauchend, von alten Zeiten her am Weibe verübt hat und noch heute verübt, schonungslos aufdeckt und mit den Namen bezeichnet, die sie verdienen. Er hat vielleicht auch Recht, wenn er glaubt, das Weib sei von Natur zu allen Leistungen des Mannes befähigt, und wenn dies nicht hervortritt, so sei nur die Erziehung daran schuld. Aber er ist entschieden im Unrecht, wenn er sich einbildet, durch männliche Erziehung (genauer gesagt, durch eine gemeinsame Erziehung der Knaben und Mädchen, die auf das Geschlecht keine Rücksicht nimmt) und durch die Einführung in alle männliche Berufsarten die Frauen glücklich machen zu können. Es ist keineswegs immer heilsam für ein Wesen, wenn alle seine Fähigkeiten entwickelt werden. Vielleicht ließe sich im Laufe der Zeit allen Mädchen und Frauen die Muskulatur der Schaubudenathletinnen anerkennen, aber ein wesentlicher Quell des Glückes für beide Geschlechter, der weibliche Liebreiz, würde damit für immer versiegen. Katharina II. war eine große Kaiserin, aber nichtsdestoweniger ein abscheuliches Weib. Der Mann besitzt ja ebenfalls die Anlagen für die weiblichen Eigentümlichkeiten. Ein wohlgebildeter junger Mann kann in Miene, Haltung und Bewegung die Anmut eines Mädchens nachahmen, aber thut er es, und zwar nicht bloß zum Scherz, so verachten wir ihn. Der verschiedene anatomische Bau beider Geschlechter, ihr verschiedner morphologischer Typus weist darauf hin, daß beide auch im Benehmen, in der Denkungsart und Empfindung, in ihrer Thätigkeit und gesellschaftlichen Stellung verschiedene Typen auszubilden haben. Gelänge es, diese Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern aufzuheben, so würde die wesentlichste Bedingung alles Lebens, die Polarität, gerade an der wichtigsten Stelle fehlen. Die Professorinnen und Ärztinnen der Zukunft können daher für einen gesunden Menschenverstand und eine natürliche Empfindung so wenig ein Gegenstand des Entzückens sein wie unsere jetzigen Telegraphistinnen und Modistinnen, sondern werden gleich diesen nur Mitleid erregen.

Müssen wir aber auch Bebel's Ideal bekämpfen, so müssen wir ihm doch zugleich beistimmen, wenn er der gegenwärtigen Gesellschaft das Recht bestreitet, ihm dieses Ideal zum Vorwurf zu machen. Denn nicht Bebel, sondern unsere Gesellschaftsordnung oder -unordnung hat es erzeugt. Nicht Bebel, sondern die Not des Lebens ist es, die immer zahlreichere Scharen von Mädchen aus der Familie hinauswirft und in männliche Berufsarten hineintreibt, und nicht Bebel ist es, der die Tagelöhnerfrauen zwingt, alle weibliche Anmut abzulegen und in dicken Stiefeln mit einer Steinlast oder

dem Kalkschaff auf dem Kopfe hohe Gerüste zu erklimmen. Auch hat er vollkommen Recht mit seinem Spott über die, die ihn anklagen, er wolle durch seine öffentliche Erziehung die Kinder von den Eltern losreißen. Als ob nicht in seiner sozialistischen Gesellschaft, falls sie möglich wäre, die Eltern ohne Ausnahme weit mehr Zeit haben würden, sich mit ihren Kindern in deren Freistunden zu beschäftigen, als alle heutigen Proletariereltern! Als ob nicht die meisten Eltern des Mittelstandes alltäglich froh wären, wenn die Kinder in die Schule fort sind, und namentlich am Schluß der Ferien, daß die Schule wieder angeht! Als ob nicht die meisten vornehmen Eltern ihre Kinder fremden Leuten anvertrauten und sie sich möglichst vom Leibe hielten! Als ob sich nicht die meisten vornehmen Mütter der Erfüllung der ersten und heiligsten Mutterpflicht, die ja sogar schon für etwas Unanständiges gilt, entzögen und Dirnen als Vertreterinnen mieteten, während Bebel fordert, daß jede Mutter diese Pflicht selbst erfülle!

Das fünfte, was wir an Bebels Phantasiegebäude entschieden verwerfen, ist der darin herrschende Atheismus. Einen persönlichen Vorwurf freilich können wir ihm auch daraus nicht machen. Das ganze Professorentum aller christlichen Länder ist atheistisch, und wenn auch die Ausnahmen in England und Deutschland etwas häufiger zu werden scheinen, so bleiben sie doch vorläufig noch Ausnahmen. Und überall, in gelehrten Werken wie in popularisirenden Zeitschriften und Vorträgen, wird der Atheismus als das unabwiesbare Ergebnis der Denkarbeit dargestellt. Wer sich zum Glauben an einen persönlichen Gott zu bekennen den Mut hat, der verzichtet damit auf den Ruf eines Vertreters der Wissenschaft. Wenn nun der Mann aus dem Volke zugleich unzähligemal vernimmt, daß die Erhebung des ganzen Volkes auf die Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnis das nächste Ziel des Kulturfortschrittes sei, wie sollte er sich da nicht beeilen, durch Abwerfung des Glaubens an Gott die erste so leicht zu erklimmende Stufe zu besteigen? Unter diesen Umständen muß man die Aufstellung des sozialistischen Zukunftsideals, so thöricht und falsch es auch sein mag, noch als ein großes Glück preisen. Denn mit der Hoffnung hört das Streben auf; verliert also der arme Mann die Hoffnung auf den jenseitigen Himmel, so muß er an einen diesseitigen glauben, wenn er nicht stumpfsinniger Trägheit, der Trunksucht, der Verzweiflung, nihilistischer Mord- oder Selbstmordmanie anheimfallen soll.

Diesen sozialistischen Optimismus kann demnach unser Volk so lange nicht entbehren, als es den christlichen nicht wiedergewonnen hat. Es wäre geradezu entsetzlich, wenn statt seiner das Schopenhauertum sich der Massen bemächtigt hätte; unser Volk würde damit auf die Stufe des russischen hinabgesunken sein. Und an Bebels wunderbar hoffnungsfrohem Optimismus ist noch besonders sein guter sittlicher Kern anzuerkennen, der sich u. a. in der Bekämpfung der Darwinianer und Malthusianer offenbart. Den erstern wirft er mit Recht

vor, daß sie die im Tierreich herrschenden Entwicklungsgeetze in unverständig roher Weise unverändert auf die mit Vernunft begabte Menschheit anwenden, und den Malthusianismus, der notwendigerweise zur Billigung und Empfehlung aller möglichen Laster und Verbrechen führt, fertigt er in einer wahrhaft glänzenden Widerlegung ab (S. 350 ff.).

Somit erkennen wir dem Sozialismus ein doppeltes Verdienst zu; er hat unsre volkswirtschaftlichen Begriffe berichtigt, und er hat zu einer Zeit, wo die natürlichen Bedingungen irdischer Glückseligkeit weithin zerstört waren und das Volk die Hoffnung auf den Himmel verloren hatte, für beides einen zeitweiligen Ersatz geschaffen in dem energischen Streben nach einer bessern Gesellschaftsordnung. Auf der neugewonnenen Grundlage dieser richtigern Begriffe im christlichen Geiste an unsern gesellschaftlichen Zuständen bessern, was verdorben, und umbauen, was unhaltbar geworden ist, das wäre, so will es uns scheinen, die Aufgabe der echt konservativen Geister, die ja zugleich auch die echt liberalen sind.



Die deutschen Kinderheilstätten an der See



em das Glück zu teil ward, aus des Tages hastigem Gedränge, nach aufreibender Thätigkeit oder schwerem Kranksein sich hierher zu retten an den unvergleichlich herrlichen Meeresstrand, wer hier tief aufatmend die frische Seelust in die Brust gesogen hat, der versteht den wahrhaft menschenfreundlichen Gedanken ganz zu würdigen, gerade hier eine Genesungsstätte für kränkliche Kinder zu schaffen, die daheim in dem schweren Kampfe gegen unverschuldete Not und Krankheit nicht aufzukommen vermögen, nun aber von voller, frischer Lebenslust, von dem beglückenden Gefühle wiedererwachter Gesundheit durchdrungen werden. Und niemand anders, als der Schöpfer und Schirmer unsers deutschen Reiches, Kaiser Wilhelm I., hat diesen Gedanken tief in seinem milden, menschenfreundlichen Herzen gehegt und ihn dann mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit zur That werden lassen. Ihm erschien die Idee besonders ansprechend, daß das deutsche Volk hier gemeinsame, nationale Genesungsstätten besitzen sollte, wie sie andre Völker zum Teil seit langem schon für ihre konstitutionell schwachen und skrofulösen Kinder begründet hatten.